

Šanc, Franciscus, S. J., *Sententia Aristotelis de compositione corporum e materia et forma in ordine physico et metaphysico in elementis terre sribus considerata*. gr. 8<sup>o</sup> (VI u. 119 S.) Zagreb 1928, ed. Academiae Theologicae Croaticae vol. IX.

Dem Verfasser schwebt eine Art „Ehrenrettung“ des Aristoteles vor, indem er untersuchen will, ob und wie man den in der neueren kritischen Zeit von vielen Seiten erhobenen Einwurf, Aristoteles habe sich von der platonischen Ideentheorie nicht vollständig freigemacht und widerspreche daher sich selbst, entkräften könne. Im Folgenden soll das Interessanteste seiner Untersuchungen pragmatisch in Form von einigen Thesen zusammengestellt werden.

1. Aus der Lehre von der Umwandlung der Elemente ist nach Š. evident, daß der Ausdruck „dare esse“ (auch „substantiale“) bei Aristoteles sehr oft nur „efficere, ut novo conceptu res exhiberi debeat“ bedeute. Wenn man das vor Augen halte, verschwinde mancher scheinbare Widerspruch (18 29). Daraus folgt: 2. Die Frage, ob eine Form eine Substanz oder ein Akzidens ist, wird nach Aristoteles keineswegs dadurch gelöst, daß man zeigt, die Form teile der Materie „ein spezifisch neues Sein“ mit (29). Aus der Lehre über die Verbindungen („mixta“) ergibt sich: 3. Die Elemente bestehen nicht nur ihrer Materie, sondern auch ihrer Form nach in der Verbindung fort, so daß sie, sobald die Verbindung sich auflöst, von selbst wiederum zu Tage treten, ohne von neuem hervorgebracht zu werden (31 32 35). Somit findet die Lehre von der „unicitas formarum“ und von der Alleinberechtigung der „mutatio substantialis maior“ bei Aristoteles keine Stütze. Eine andere Folgerung ist: Um das physische Wesen der Dinge und dessen Bestandteile bestimmen zu können, ist den Naturwissenschaften eine ganz entscheidende Rolle zuzuweisen, oder mit andern Worten: das Induktivverfahren kommt im System des Stagiriten zur vollsten Anerkennung.

In den folgenden Ausführungen erfahren die berühmten Begriffspaare Materie und Form, Akt und Potenz eine wesentliche Vertiefung und kommen auch in ein wesentlich neues Licht. Nach Š. ist zu sagen: 4. Akt und Potenz sind für Aristoteles keineswegs mit Existenz und reiner Möglichkeit gleichbedeutend (85). Der Ausspruch „actus separat“ ist nicht von der Existenz, sondern vom Wesen zu verstehen (94). — 5. Jede (also auch die „erste“) Materie behält in der Verbindung ihr Wesen und ihre Existenz bei und besaß infolgedessen dieselben schon vor dem Eintritt in die Verbindung (56 u. 66). Mit andern Worten: Auch die erste Materie ist schlechthin ein Sein und nur unter einer bestimmten Rücksicht („reduplicative“ oder „relative“, soweit sie eben auf das Ganze, das sie mit der Form bildet, bezogen wird) kein Sein (52 54). Die Lehre von einer ersten Materie, die keine eigene Existenz hat, und folglich auch die Lehre vom realen Unterschied zwischen Wesen und Dasein entbehrt somit bei Aristoteles (wenigstens zunächst in seiner Lehre über die irdischen Elemente) jedes Fundamentes. Die logische Folge ist: 6. Auch die erste Materie hat ihre eigene Form, in der ihre ganze Natur besteht, obschon sie der Form des Ganzen, in Bezug auf das sie eben Materie genannt wird, entbehrt (56). — Wie ist es dann um die bekannten aristotelischen Sprüche bestellt: „Materia neque quid neque quantum etc.“; „materia est incognoscibilis vel ignota, fit cognoscibilis per formam“; „materia est pura potentia“? Š. antwortet: 7. Diese Aussprüche sind nicht auf die erste, sondern auf die letzte (also zweite bzw. dritte usw.) bzw. auf jede Materie, aber nur „reduplicative“, als solche genommen, zu beziehen. Infolgedessen können sie unmöglich im hergebrachten Sinne angelegt werden (60 ff. 84 ff. 106).

Das namentlich in den letzten zwei Sätzen enthaltene Resultat mag einem geradezu als eine Umwälzung der bisherigen Auffassung vorkommen; doch Š. glaubt, die ganze bislang übliche falsche Deutung des Stagiriten könne dadurch völlig erklärt werden, daß man die Terminologie so nahe

verwandten, durch die Supposition aber so grundverschiedenen aristotelischen Ausdrücke „Materie“ und „Form“ nicht genügend auseinandergehalten habe. Sie bedeuten bald „metaphysische Materie“ (Š. nennt sie auch „Materie als Ganzes“), bald wiederum „physische Materie“ („Materie als Teil“) bzw. „metaphysische, unverwesliche Form“ („Form als Ganzes“) oder „physische, verwesliche Form“ („Form als Teil“). Mit andern Worten kommt das Mißverständnis nach Š. daher, daß man nicht genug beachtete, ob Aristoteles die analogen Ausdrücke von den Dingen aussagt, soweit sie das Objekt der Wissenschaft bilden (und allgemein „prout subsunt menti abstrahenti“), oder aber von den Dingen, soweit sie als physisch existierend gedacht werden („prout sunt in rerum natura“). In der Tat vermag Š. mit Hilfe dieser Distinktion die gegen den aristotelischen Hylemorphismus erhobenen Einwürfe zu lösen (113—119) und in einer synthetischen Zusammenstellung des analytisch gewonnenen Resultats ganz großzügig das System des Stagiriten als einen „gemäßigten Realismus“ darzustellen.

Ansichts dieses so befremdenden Endergebnisses könnte man versucht sein, das Ganze von vornherein als unmöglich abzulehnen. Allein der wissenschaftliche Ernst und die Gründlichkeit, mit der der Verfasser ans Werk ging, werden das als nicht zulässig erscheinen lassen. Mit erstaunlichem Fleiß sind da 282 ausgewählte Stellen (in mehreren tritt Aristoteles als „sui interpretes“ auf) aus zehn Hauptwerken des Stagiriten zusammengestellt, und an deren Hand werden wir Schritt für Schritt weitergeführt. Die Stellen sind im griechischen Original sowie in einer vom Verfasser selbst sorgfältig bereiteten lateinischen Übersetzung angeführt. Der Beweis wird direkt aus der Lehre des Aristoteles über die irdischen Elemente geliefert. Da aber daraus zur Genüge hervorgeht, daß Aristoteles überall widerspruchsfrei ausgelegt werden kann, so wird das Ergebnis mit Fug und Recht auf sein ganzes System ausgedehnt. Um diese Beweisführung zu entkräften, müßte man positiv zeigen, daß bei Aristoteles Stellen vorhanden sind, die sich ganz evident nicht miteinander ausöhnen lassen. Da nun Š. alle Werke des Philosophen durchgearbeitet hat (vgl. 3), so scheint von dieser Seite her seine Auffassung unanfechtbar zu sein. Als einziges Prinzip, worauf er sich bei seiner Beweisführung stützt, wird in der Einleitung angegeben: „Aristotelem ipsum sui volo esse interpretem eundemque ita intelligendum esse, ut contradictio non statuat sine vera necessitate.“ Da die großen akroamatischen Werke des Stagiriten, die ja allein in Betracht kommen, praktisch alle in seine letzte, ausgereifte Periode fallen (Athenen Aufenthalt 335—323 v. Chr.), so scheint das Prinzip von der Seite nichts zu befürchten zu haben. Aber wird es nicht dadurch bedroht, daß diese Schriften den Charakter von unausgeglichenen Vorlesungsgrundlagen, ja sogar von Nachschreibebüchern der Schüler erkennen lassen?

Was die technische Seite angeht, so sei bemerkt, daß trotz des sehr ausführlichen Inhaltsverzeichnisses ein Sachverzeichnis nicht zu entbehren ist und ein Verzeichnis der angeführten Aristoteles-Stellen höchst wünschenswert erscheint. — Das Gesamturteil über die Arbeit Š.s wird lauten müssen: Sie verdient ohne Zweifel von Aristoteles-Forschern erst in Betracht gezogen, überprüft und durch einen Vergleich mit den großen Kommentatoren des Mittelalters ergänzt zu werden.

K. Grimm S. J.

Forke, Alfred, Die Gedankenwelt des chinesischen Kulturkreises (Handbuch der Philosophie, hrsg. von A. Bäumler und M. Schröter, Abtlg. V, Beitrag C, 13. —15. Lieferung) Lex.-8° (215 S.) München 1927, Oldenbourg. M 8.80.

Das vorliegende Werk ist die erste großangelegte Geschichte der chinesischen Philosophie in deutscher Sprache. Denn die Arbeit Grubes „Die chinesische Philosophie“ in dem Sammelwerk „Kultur der Gegenwart“ (1913) blieb mit ihren 20 Seiten ein ungenügender Notbehelf. — Schon der Name